

Hymne an das Leben!

Leben, ich grüße dich, sonniges, mildes,
dir schlägt mein Herz, du unbändiges, wildes!
Tage ich trink wie klaren Wein!
Wo ihr mir Berge, steil, riesig aufstürmt,
und wo entfesselt ihr himmelanführt,
da seid ihr mein!
Leben, ich grüße dich, sonniges, mildes,
dir schlägt mein Herz, du unbändiges, wildes!
Mancher sucht dich auf breiten Straßen,
anderen wohnt du in engen Gassen,
bist du dem einen nur Glanz und Pracht,
schlüpfst dich andre in tiefer Nacht;
viele sehn dich nur als Fütter und Schein,
ich schreite trozig, entschlossen allein.
Leben, ich such' dich auf einsamen Wegen,
kostet mein Gang auch der Kämpfe viel,
schau ich doch fern hinter schwankenden Stegen,
weiß ich aufleuchtend ein herrliches Ziel!
Fehlt mir die Kraft einst zu frühlichem Wagen
kann ich im Kampfe nicht aufrecht mehr stehn,
ehe mich müde sagt Bittern und Jagen
laß mich im Kampfe zugrunde gehn!
Leben, ich grüße dich unbändiges, wildes!
Mutig ins Auge will ich dir sehn,
Hügel um Hügel rastlos erklimmen,
um dann am Morgen des anderen Tages
wieder vor neuen Kämpfen zu stehn!

Carl Hupp.

An der Wegscheide.

Ein junger Bursch traf an der Straße zwei Wanderer und schloß sich ihnen an. Nach einem frohen Blauderstündchen kommen sie an einen Kreuzweg und die beiden Wanderer mußten sich trennen. Rechts ging in ein kühles Tal, links führte der Weg auf steile Höhen. „Wohin gehst Du?“ frug der Jüngling den Rechten. „Zu den Menschen, komm mit, laß uns ihnen helfen daß sie langsam herauskommen aus den Niederungen des Alltags.“ „Die Prediger des langsameren Schrittes und der Kleinmütigkeit kommen mir nimmer,“ sagte der Junge stolz. — „Man muß das Leben von erreichbaren Möglichkeiten aus betrachten“ meinte der rechte Wanderer, wenn du einmal älter geworden, wirst du mich verstehen.“ Der Andere stand stumm dabei. — „Und dein Weg?“ wandte der Bursch sich an ihn. Der Mann antwortete darob mit leuchtenden Augen: „Ich geh um Sonne!“ „Ei, du gefällst mir!“ lachte der Jüngling, „kann ich mit?“ „Doch sag mir zunächst, willst du nicht den Menschen die Kunde bringen?“ „Mit schmerzlichen Augen sagte der andere: „So oft ich zu ihnen kam, sahen sie mich fremd an. Sieh, seit grauen Zeiten treten die Menschen die breiten Straßen des Herkommens und der Überlieferung, und wo sie eigene Wege versuchten, brachen die meisten unter der schweren Last jagend zusammen. Wir Einzelnen müssen furchtlos vorangehen, ihnen Bahn brechen und sie werden uns folgen. — Willst du mit mir, so überleg es wohl! Einsam ist der Weg, voll Dunkel und Wetter, unzählig sind die Klippen und Abgründe. Wohl winkt uns dort Sonne, aber wenn der Sturm daher braust, heißt es mutig und fest stehn, von den Menschen verlassen, von den Mächtigen der Erde gehaßt und geächtet —“ und der Bursch bot ihm entschlossen die Rechte: „Was auch kommen mag, ich gehe mit! Auf, zeig mir den Weg!“

Carl Hupp.

Gesang der Schaffenden.

Wenn durch Haine, auf vereisten Bergeswegen
Jugendtoll des Lenzes Pförtner toset,
Wenn nach erstem, warmen Frühlingsregen
Wüßger Erdbauch alles Fühlende umkoselet;
Wenn der Grashalm, morgentaubefüt,
Wenn die feine, schlauke Hafelgerle —
Frostigsteif noch von des Winters Härte —
Schon Vorfrühlings-Schönheitskonkurrenz besteht:
Ja, dann siehst du uns in langen Äugen wallen. —

Oh' noch Lenzesmorgens Chormusik
Munter seine Weisen läßt erschallen —
In die Fabrik!

Wenn des Sommers Lieder frühlich wiederklingen,
Vom Gestein, von Matten blütenüberstreut;
Wenn der Rächlein, wenn der Brünlein Singen,
Labbal, Freude allen Atmenden frei deut;
Wenn der Seemind, glutenkühlend weht;
Wenn vom Fluße, von des Meer's Gestade
Alle Wasser laden hell zum Bade,
Und zur Ruhe jedes Plätzchen lädt:
Ja, dann siehst du uns im Mittagsonnenglähen
Von des Mahles Rargheit schnell zurück —
Sonder Muße für die Schönheit — ziehen
In die Fabrik. — — —

Wenn die herbe Herbstluft durch die Forste weht,
Buntes Laub in bunten Reihen wirbelnd;
Wenn die Schwalbe, nordensmüd'gen Süden späht,
Wanderfreudig, wegsenck von dannen zwirbelnd;
Wenn die Felder wogen ährenschmer:
Aft und Zweig von goldner Frucht sich bieget
Und Nachsommerionnenglähen lieget
Auf weinmostschwangerer Hänge Rebenmeer:
Ja, dann siehst du uns in der Vesperpauze
Wir bei winzigem groben Brotes Stück, —
Lodt's ringsum zur Lust auch und zum Schmause, —
In der Fabrik. — — —

Aber Winters, wenn der Sternlein Funkeln frühe
Schon des Schönheitshauers Aug' erfreut,
Wenn der Himmel gerne ohne Mühe
Myriaden Sterne auch auf Sturen streut:

Ja, dann ziehen wir zwar auch in Säharan,
Matt aus der geistmordenden Fabrik,
In das Heim zu Weib und Kind zurück,
Wo sich Geist und Körper wieder paaren.

Doch ein eigen Sinnen wird dann un'rer mächtig,
Und des Winterabends lange Nacht
Dauert uns mit unsichtbarer Macht
Aller Jahreszeiten Schönheit prächtig.

Und wir sinnen und wir grübeln sacht
Und wir sammeln uns an einem Orte,
Heimlich, häufig, und wir reden Worte,
Die verboten, und wir reden sacht.

Worte, die da sind wie Erdenspalmen,
Die des Lebens Freuden laut uns künden,
Die da, — ob auch gleich in ihrem Bann wir stünden, —
Alle Jenseitslehren bald zermalmen.

Und wir reden sachte, reden leis,
Und erkennen, wie wir schänd' betrogen,
Und erkennen, wer uns schänd' betrogen!
Und es wallt das Blut so siebernd heiß!

Und wir reden leise, reden sacht. —
Hörcht, ihr Spitzel, hörcht ihr Dunkelmänner,
Ihr Genselkenden, ihr Freudenkenner,
Hörcht, und gebt auf euer Vorrecht acht!

Denn wir reden laut bald, deutlich laut!
Und den Worten werden Taten folgen
Sollen, müssen ernste Taten folgen,
Wenn der Mann der Manneskraft vertraut. —

Hört auch ihr, ihr schaffenden der Werke! —
Lauscht, wie wir der Freiheit Kampfmusik!
Denkt, erkennet, schöpft zum Streiten Stärke,
In der Fabrik. — — —

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Int. Institut
Soc. Geschiedenis
Amsterdam

Arbeiterpolitik

4. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 4

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Gereu Nr. 26.

Bremen, 25. Januar 1919

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg erschlagen.

Ein Morden und Wirgen hat in Berlin eingesetzt, dem hunderte von revolutionären Arbeitern zum Opfer gefallen sind. Mit wahrer Wollust haben sich die blutdürstenden Bestien auf das kämpfende Proletariat gestürzt. Unter den Schergenreichen sind zwei der Besten gefallen: Liebknecht und Luxemburg.

Zwei feurige Herzen, beseelt vom Willen zur Tat sind von Mörderhänden zum Stillstehen gebracht worden. Zwei Menschen, die rücksichtslos und stets opferbereit sich für die Befreiung des Proletariats eingesetzt haben, sie sind nicht mehr. Eine blindwütende Soldateska, aufgehetzt und aufgepeitscht von einer Regierung, die noch immer die Interessen der Arbeiter verraten hat, war der Vollstrecker der Tat. In feiger Angst hat sich die Regierung Ebert-Scheidemann hinter die Lynchjustiz der Mörderbuben verkrochen. Glende feige Mordgesellen!

Nun haben die beiden Kämpfer von uns gehen müssen. Ihr Kampf ist ausgekämpft.

Wir sind die Nachlassverwalter, wenngleich wir nicht in allen Fragen mit ihnen konform gegangen sind. Ihr Ziel war unser Ziel. Ihr Kampf war unser Kampf im großen und ganzen. Und das ist das Entscheidende. Liebknecht und Luxemburg, gemordet durch feige Mordbuben! Zu tausenden werden die Rächer erstehen. Nicht Mitleid, nicht Trauer soll uns über den Mord beseelen, nein! Unsere Aufgabe ist nur jetzt die energische Fortführung des begonnenen Werkes der Gemordeten. Der Geist wird weiter leben, er wird die Meere überfliegen und die Zeit wird kommen, wo das gesamte Proletariat nur einen Ruf schreien wird: Fluch und Tod den blutbesudelten Mordbuben Ebert-Scheidemann.

Liebknecht!
Tausend Liebknechte hat Deutschland.
Fabrikler, die an der Drehbank getrotzt,
Jünglinge, heiliges Feuer im Auge,
Mädchen, deren Brüste welken unter der
Sträflingsjacke.
Matrosen, niedergeschossen als Meuterer;
Mütter, von Kindern getrennt;
Eisgraue Männer
Ehrlos erklärt nach einem Leben der
Ehre und Arbeit.

Liebknechte!
Weil ihr Herz nicht mittat in viehischer
Mordlust,
Weil ihr Gedanke nicht stülhielt im
knöchernen Schädel,
Weil Ihr Gewissen mächtiger schrie als
Lubendorffs Mörser.
Wo wäre Hoffnung, wo Zukunft
Wenn diese nicht wären?
Liebknechte!
Tausend Liebknechte hat Deutschland.
Edwin Hoernle.

Der revolutionäre Sozialismus und die proletarische Jugend.

Von Carl Hays.

Die mit der fortschreitenden Kapitalkonzentration Hand in Hand gehende Mechanisierung menschlicher Arbeit zog die Bedeutung der ungelerten Arbeitskraft immer mehr in ihren Bereich und schuf so die Frage der jugendlichen Erwerbsarbeit. Im Konkurrenzkampf mit dem Großbetrieb griff das unterliegende Handwerk in verzweifelter Abwehr zur Lehrlingsausbeutung und nunmehr erhält das Problem Arbeiterschutz ein Stück neuen Inhalts: Schutz der arbeitenden Jugend! — Hier sind die Quellen der proletarischen Jugendbewegung. Wohl mag dort auch das erwachende Bewußtsein politischer Bevormundung eine Rolle gespielt haben, aber die stärksten Triebkräfte des nun entstehenden neuen Zweiges der Arbeiterbewegung waren doch wirtschaftlicher Natur. Der Weltkrieg entrollte die Jugendfrage aufs Neue, indem er die Bedeutung des jugendlichen Arbeiters sprunghaft steigerte. Als die Jugend im Produktionsbetriebe erschien, waren gleich alle politischen Parteien eifrigt bestrebt, die Arbeiterschaft von morgen für sich ins Garn zu locken, und nun beginnt wetteifernd ein Kampf um die Seele der proletarischen Jugend, der in der staatlichen Jugendpflege eine Steigerung erfährt und in dem in Aussicht gestellten Reichsjugendwehrgesetz eine Art Höhepunkt erreicht haben dürfte. Auch die deutsche Sozialdemokratie nahm sich des proletarischen Nachwuchses endlich an. Aber der sozialdemokratischen Partei ist die eigene Jugend immer eine Fremde geblieben. Wo „Instanzen“ das Heft der Jugendbewegung in Händen hatten, wachten sie am liebsten sorgsam darüber, daß man über literarische Schöngelsterei und Gefälligkeitspflege nicht hinausging. In der unter der Jugend vorhandenen Respektlosigkeit vor Autoritäten und dem aus erwachender Erkenntnis ihrer politischen Bedeutung geborenen Streben nach Selbstverwaltung in ihren Organisationen lagen die Keime ernster Differenzen zwischen Jungen und Alten, die dann bei Kriegsausbruch völlig offenbar wurden.

Die Sozialdemokratie hat nie den glühenden Geisteshauch ihrer Jugend spüren und verstehen gelernt. Wo einmal ein paar Spritzerchen übersäuender Lebensbejahung und ungefühm drängenden Tatgeistes die Reihen der Alten trafen, begegnete der Jugend eifriger Atem eines dahinsiechenden Greises. — Für die meisten des proletarischen Jungvolks brachte der Uebergang von der Jugendbewegung zur Partei große Enttäuschungen. Kommen sie doch von einem freien Tummelplatz der Geister, wo man den Menschen nach seinen Fähigkeiten und Leistungen beurteilt und mußte nun jenen Maßstab kennen lernen, der von Alter und Erfahrung ausgeht. Das Beste war im Garten des Sozialismus gewachsen, wurde oft von jener Geste wohlmeinender Ueberlegenheit des Alters, die nicht selten herablassende Formen annahm, vor den Kopf gestossen. Wohl wollte die Sozialdemokratie eine Partei der Zukunft sein, niemals aber hat sie dies Symbol seit ihren Sturmjahren verkörpert. Die Rechte einer Partei auf die Zukunft kommen nicht zuletzt in ihrem Verhältnis zur Jugend zum Ausdruck.

Muß da der revolutionäre Sozialismus dem kommenden Tag bang entgegensehen? Wir hätten uns wahrhaftig nichts zu verhehlen. Linksradikalismus und Jugend sind von einem Holz. Beiden ist jenes unversiegbare Feuer eigen, daß dort glühen muß, wo gegen eine ungeheure Feindesmacht Höchstes geschafft werden soll. Beider Lebenselement ist jenes unverzagte Vorwärtsdrängen, daß die Kraft der Widerstände genau erfährt hat und immer mit den Zusammenhängen der gesellschaftlichen Entwicklung rechnet, aber zugleich auf die Macht ungebeugten Willens baut. Wie es augenblicklich immer sein mag, wir haben nichts zu vertuschen, Zukunft und proletarische Jugend gehören dem Linksradikalismus. Mag ein Teil der Jungen hinter den Instanzen herlaufen, mögen hier und da die Rattenfängerlieder der Unabhängigen erklingen, die weitere Entwicklung wird das Beste dort schon abstoßen. Aus ihrer eigenen Wesenheit heraus werden die Jungen das Blendwerk drüben erkennen und dorthin getrieben, wo neben den Quellen heißen verzehrenden Kampfes der Jungbrunnen großen Werdens fließt: zum revolutionären Sozialismus.

Der Linksradikalismus, der als Erbe die Zukunft des Sozialismus auf seinen Schultern trägt, findet hier ein weites Feld dankbarer Arbeit, auf dem er einen guten Teil seiner Kräfte einsetzen muß.

Zur Wohnungsfrage.

Von N. Lenin.

In seiner Abhandlung über die Wohnungsfrage (1872) verwertet Engels bereits die Erfahrungen der Kommune und kommt wiederholt auf die Aufgaben der Revolution gegenüber dem Staat zu sprechen. Es ist interessant, das an einem konkreten Thema klar veranschaulicht werden, auf der einen Seite die Ähnlichkeit zwischen dem proletarischen und dem jetzigen Staat, die Merkmale, die in beiden Fällen vom Staat zu sprechen erlauben, und auf der anderen Seite die Unterscheidungsmerkmale oder der Uebergang zur Beseitigung des Staates.

„Wie ist nun die Wohnungsfrage zu lösen? In der heutigen Gesellschaft gerade wie eine jede andere gesellschaftliche Frage gelöst wird: durch die allmähliche ökonomische Ausgleiche von Nachfrage und Angebot, eine Lösung, die die Frage selbst immer wieder von neuem erzeugt, also keine Lösung ist. Wie eine soziale Revolution diese Frage lösen würde, hängt nicht nur von den jedesmaligen Umständen ab, sondern auch zusammen mit viel weitergehenden Fragen, unter denen die Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land eine der wesentlichsten ist. Da wir keine utopistischen Systeme für die Einrichtung der künftigen Gesellschaft zu machen haben, wäre es mehr als müßig, hierauf einzugehen. Soviel aber ist sicher, daß schon jetzt in den großen Städten hinreichend Wohngebäude vorhanden sind, um bei rationaler Benutzung derselben jeder wirklichen Wohnungsnot sofort abzuwehren. Dies kann natürlich nur durch Expropriation der heutigen Besitzer, resp. durch Bequartierung ihrer Häuser mit Obdachlosen oder in ihren bisherigen Wohnungen übermäßig zusammengebrängten Arbeitern geschehen, und sobald das Proletariat die politische Macht erobert hat, wird eine solche, durch

das öffentliche Wohl gebotene Maßregel ebenso leicht ausführbar sein, wie andere Expropriationen und Einquartierungen durch den heutigen Staat.“

Hier wird die Änderung der Form der Regierungsmacht nicht besprochen, sondern nur das Wesen ihrer Tätigkeit erläutert. Expropriationen und Bequartierungen erfolgen auch auf Verfügung des jetzigen Staates. Der proletarische Staat wird, formell betrachtet, auch die Bequartierung und Expropriation der Häuser „verfügen“. Es ist aber klar, daß der alte Vollzugsapparat, das mit der Bourgeoisie verknüpfte Beamtentum, zur Durchführung der Verfügungen des proletarischen Staates „insofern untauglich“ wäre.

„Abgesehen muß konstatiert werden, daß die faktische Besitzergreifung sämtlicher Arbeitsinstrumente, die Inbesitznahme der gesamten Industrie von Seiten des arbeitenden Volks, das gerade Gegenteil ist von der Proudhonistischen ‚Ablösung‘. Bei der letzteren wird der einzelne Arbeiter Eigentümer der Wohnung, des Bauernhofs, des Arbeitsinstruments; bei der ersteren bleibt das ‚arbeitende Volk‘ Gesamteigentümer der Häuser, Fabriken und Arbeitsinstrumente, und wird deren Mißbrauch wenigstens während einer Übergangszeit schwerlich ohne Entschädigung der Kosten an Einzelne oder Gesellschaften überlassen. Gerade wie die Abschaffung des Grundeigentums nicht die Abschaffung der Grundrente ist, sondern ihre Übertragung, wenn auch in modifizierter Weise, an die Gesellschaft. Die faktische Besitznahme sämtlicher Arbeitsinstrumente durch das arbeitende Volk schließt also die Beibehaltung des Mietverhältnisses keineswegs aus.“

Die in diesen Darlegungen berührte Frage über die wirtschaftliche Grundlage für das Absterben des Staates werden wir im nächsten Kapitel betrachten. Engels drückt sich äußerst vorsichtig aus, indem er sagt, daß der Arbeiterstaat „schwerlich“ die Wohnungen kostenlos zuteilen wird „wenigstens während einer Übergangszeit“. Die Abgabe von dem ganzen Volke gehörigen Wohnungen an einzelne Familien gegen Entgelt setzt auch die Einkassierung dieser Gelder, eine gewisse Kontrolle und diese oder jene Normierung bei Zuteilung der Wohnungen voraus. Dies alles erfordert eine gewisse Staatsform, durchaus aber keinen besonderen militärischen und bürokratischen Apparat mit beamteten Personen in besonders bevorzugter Stellung. Der Uebergang zu solchen Verhältnissen, bei denen es möglich sein wird, die Wohnungen kostenlos zu überlassen, ist mit dem „Absterben“ des Staates verknüpft. Als Engels darauf zu sprechen kommt, daß die Blanquisten nach der Kommune und unter dem Eindruck ihrer Erfahrungen die prinzipielle Stellung des Marxismus einnahmen, formuliert er diese Stellung nebenbei auf folgende Weise:

„... Notwendigkeit der politischen Aktion des Proletariats und seiner Diktatur als Uebergang zur Abschaffung der Klassen und, mit ihnen, des Staates...“

Irgendwelche Freunde der Buchstabenkritik oder bürgerliche „Verächter des Marxismus“ werden vielleicht einen Widerspruch finden zwischen dieser Anerkennung „der Beseitigung des Staates“ und der Ablehnung einer Formel wie der anarchischen in dem früher zitierten Passus des „Anti-Dühring“. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Opportunisten auch Engels zum „Anarchisten“ stempeln wollten. Es wird jetzt immer mehr Sitte bei

den Sozial-Chauvinisten, die Internationalisten des Anarchismus zu beschuldigen.

Daß gleichzeitig mit der Abschaffung des Staates der Klassen auch eine Abschaffung des Staates erfolgen wird, hat der Marxismus stets gelehrt. Die allgemein bekannte Stelle vom „Absterben des Staates“ im „Anti-Dühring“ macht den Anarchisten nicht zum Vorwurf, daß sie für die Beseitigung des Staates eintreten, sondern daß sie die Abschaffung des Staates „von heute auf morgen“ für möglich erklären. Angesichts der völligen Entstellung der Position, die der Marxismus dem Anarchismus gegenüber in der Frage der Beseitigung des Staates einnimmt, durch die jetzt herrschende „sozialdemokratische“ Doktrin, ist es besonders nützlich, an eine Polemik zwischen Marx und Engels und den Anarchisten zu erinnern.

Das „Absterben“ des Staates und die gewaltsame Revolution.

Von N. Lenin.

(Schluß.)

Man kann, ohne einen Irrtum zu begehen, sagen, daß von diesen besonders gedankenreichen Engelschen Betrachtungen wirkliches Gemeingut des sozialistischen Gedankens bei den modernen sozialistischen Parteien nur die Ueberzeugung geworden ist, daß der Staat nach Marx „abstirbt“ im Gegensatz zur anarchischen Lehre von der „Abschaffung“ des Staates. Den Marxismus in einer solchen Weise entstellen heißt, ihn dem Opportunismus gleichmachen, denn bei einer solchen „Auslegung“ bleibt nur noch eine dunkle Vorstellung von einer langsamen, gleichmäßigen, allmählichen Veränderung, von dem Fehlen von Sprüngen und Stürmen, von dem Nichtvorhandensein einer Revolution übrig. Das „Absterben“ des Staates im landläufigen, allgemein verbreiteten Sinne, in der Auffassung der Massen bedeutet zweifellos ein Vertuschen, wenn nicht gar eine Verneinung der Revolution.

Dabei ist eine solche „Auslegung“ die alleroberflächlichste, eine nur der Bourgeoisie vorteilhafte, eine Entstellung des Marxismus, die zurückzuführen ist auf das Verkennen der wichtigsten Umstände und Erwägungen, die beispielsweise in den von uns bereits vollständig zitierten zusammenfassenden Darlegungen von Engels enthalten sind.

Erstens. Ganz zu Anfang seiner Betrachtungen sagt Engels, daß das Proletariat durch Uebernahme der Staatsgewalt „auch den Staat als Staat“ aufhebt. Was das eigentlich bedeutet, darüber nachzudenken ist „nicht üblich“. Dies wird entweder völlig ignoriert oder aber für eine Art „hegelianische Schwäche“ des Engels ausgelegt. In Wirklichkeit ist in diesen Worten die Erfahrung einer der größten proletarischen Revolutionen, die Erfahrung der Pariser Kommune von 1871 knapp zum Ausdruck gekommen, worüber wir an anderer Stelle ausführlicher zu reden haben werden. In der Tat spricht Engels hier von einer „Aufhebung“ des bürgerlichen Staates durch die Revolution des Proletariats, während die Worte vom Absterben sich auf die Ueberreste proletarischer Staatlichkeit nach der sozialistischen Revolution beziehen. Nach dieser Revolution stirbt der proletarische Staat oder Halbstaat ab.

Zweitens. Der Staat ist „eine besondere Repressionsgewalt“. Engels gibt diese glänzende und im höchsten Maße gehaltvolle Definition hier in denkbar größter Klarheit. Aus ihr folgt nun aber, daß die besondere Gewalt der Bourgeoisie zur Unterdrückung des Proletariats, der Millionen Werktätiger durch eine Handvoll reicher Leute ersetzt werden muß durch „eine besondere Repressionsgewalt“ des Proletariats zur Niederhaltung der Bourgeoisie (Diktatur des Proletariats). Hierin besteht gerade die Aufhebung des Staates als solchen. Hierin besteht auch der „Akt“ der „Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft“. Und es ist ohne weiteres klar, daß eine solche Auswechslung der einen (bürgerlichen), „besonderen Repressionsgewalt“ durch eine andere (proletarische), „besondere Repressionsgewalt“, unter keinen Umständen auf dem Wege des „Absterbens“ erfolgen kann.

Drittens. Vom „Absterben“, und noch plastischer und farbiger vom „Einschlafen“, spricht Engels ganz klar und bestimmt in bezug auf die Epoche nach der „Besitzergreifung der Produktionsmittel (durch den Staat) im Namen der Gesellschaft“, d. h. nach der sozialistischen Revolution. Wir alle wissen, daß die politische Form des „Staates“ in einer solchen Zeit die vollkommenste Demokratie ist. Aber keinem der Opportunisten, die den Marxismus schamlos entstellen, kommt es in den Sinn, daß es sich bei Engels somit um das „Einschlafen“ und „Absterben“ der Demokratie handelt. Dies erscheint auf den ersten Blick sehr sonderbar. Aber „unverständlich“ bleibt das nur für den, der nicht überlegt hat, daß die Demokratie verschwinden wird, sobald der Staat verschwindet. Den bürgerlichen Staat kann nur die Revolution „aufheben“. Der Staat an sich, d. h. die vollkommenste Demokratie kann nur „absterben“.

Viertens. Engels liefert zu seiner berühmten Behauptung: „Er (der Staat) stirbt ab“ sofort die konkrete Erläuterung, daß dieser Grundsatz sich sowohl gegen die Opportunisten als auch gegen die Anarchisten wendet. Hierbei rückt Engels an erste Stelle aus dem Grundsatz von dem Absterben des Staates die die gegen die Opportunisten gerichtete Forderung.

Man kann wetten, daß von zehntausend Menschen, die von dem Absterben des Staates gehört oder gelesen haben, neuntausendneunhundert überhaupt nicht wissen oder sich nicht entsinnen, daß Engels seine Schlussfolgerungen aus dieser These nicht nur gegen die Anarchisten gerichtet hat. Und von den übrigen neun Personen werden neun gewiß nicht wissen, was eigentlich ein „freier Volksstaat“ ist und wieso in einer Bekämpfung dieser Losung Angriffe gegen die Opportunisten zu erblicken sind. So wird Geschichte gemacht! So wird die große revolutionäre Lehre unmerklich dem herrschenden Pfahlbürgertum angepaßt. Die Folgerungen gegen die Anarchisten wurden tausende Mal wiederholt, verflacht, in die Köpfe in einer recht vereinfachten Form eingeschlämmt und erreichten eine Festigung des Vorurteils. Die Schlussfolgerungen gegen die Opportunisten wurden dagegen vertuscht und „vergessen“.

„Der freie Volksstaat“ war eine programmatische Forderung und sondäufige Losung der deutschen Sozialdemokraten der siebziger Jahre. Diese Losung birgt

keinerlei politischen Inhalt, abgesehen von der kleinbürgerlichen schwülstigen Umschreibung des Wesens der Demokratie, in sich. Engels ließ diese Losung aus agitatorischen Gründen „zeitweilig“ gelten, soweit in ihr in der legalen Presse die demokratische Republik angedeutet wurde. Diese Losung war aber opportunistisch, denn sie bedeutete nicht nur eine Schönfärbung der bürgerlichen Demokratie, sondern brachte auch ein mangelndes Verständnis für die sozialistische Kritik jedweden Staates überhaupt zum Ausdruck. Wir treten unter dem Kapitalismus für die demokratische Republik als die für das Proletariat beste Staatsform ein, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch in der demokratischen bürgerlichen Republik Lohnsklaverei das Los des Volkes ist. Ferner: Jeder Staat ist „eine besondere Repressionsgewalt“ gegen die unterdrückte Klasse. Es ist also jeder Staat unfrei und kein Volksstaat. Marx und Engels haben dies wiederholt ihren Parteigenossen in den 70er Jahren auseinandergesetzt.

Fünftens. In dem gleichen Werke von Engels, das die allbekanntesten Betrachtungen über das Absterben des Staates enthält, finden sich Ausführungen über die Bedeutung einer gewalttätigen Revolution. Die historische Bewertung ihrer Rolle wird bei Engels zu einer wahren Lobpreisung der gewalttätigen Revolution. Darauf „bestimmt sich niemand“, über das Bedeutsame dieses Gedankens ist es bei den heutigen sozialistischen Parteien nicht üblich nachzudenken oder gar darüber zu sprechen. Bei der täglichen Propaganda und Agitation unter den Massen spielen diese Betrachtungen keine Rolle. Dabei sind sie mit dem „Absterben“ des Staates zu einem harmonischen Ganzen unlöslich verbunden.

Hier die Ausführungen von Engels:

„... Daß die Gewalt aber noch eine andere Rolle (als die einer Teufelsmacht) in der Geschichte spielt, eine revolutionäre Rolle, daß sie, in Marx' Worten, die Geburtshelferin jeder alten Gesellschaft ist, die mit einer neuen schwanger geht, daß sie das Werkzeug ist, womit sich die gesellschaftliche Bewegung durchsetzt und erstarrt, abgestorbene, politische Formen zerbricht — davon kein Wort bei Herrn Vöhring. Nur unter Seufzen und Stöhnen gibt er die Möglichkeit zu, daß zum Sturz der Ausbeutungswirtschaft vielleicht Gewalt nötig sein werde — leider! denn jede Gewaltanwendung demoralisiert den, der sie anwendet. Und das angesichts des hohen moralischen und geistigen Aufschwungs, der die Folge jeder siegreichen Revolution war! Und das in Deutschland, wo ein gewalttätiger Zusammenstoß, der dem Volk ja ausgenötigt werden kann, wenigstens den Vorteil hätte, die aus der Erniedrigung des Dreißigjährigen Krieges in das nationale Bewußtsein gedrungene Bedientenhaftigkeit auszutilgen. Und diese matte, saft- und kraftlose Prediger denkwiese macht den Anspruch, sich der revolutionärsten Partei aufzudrängen, die die Geschichte kennt?“

Wie kann man in einer Lehre diesen Lobgesang auf die gewalttätige Revolution, den Engels hartnäckig den deutschen Sozialdemokraten seit 1878 bis 1894, d. h. bis zu seinem Tode vorträgt, mit der Theorie vom „Absterben“ des Staates vereinbaren?

Gewöhnlich geschieht dies mit Hilfe des Eklektizismus, des gedankenlosen oder sophistischen willkürlichen Herausgreifens (oder auch um den Machthabern zu ge-

fallen) bald der einen, bald der anderen Betrachtung, wobei in 99 von 100 Fällen, wenn nicht noch öfter, gerade das „Absterben“ in den Vordergrund geschoben wird. An Stelle der Dialektik tritt der Eklektizismus: es ist dies die gewöhnliche, verbreitetste Erscheinung in der heutigen dem Marxismus gewidmeten Literatur der offiziellen Sozialdemokratie. Solche Surrogate sind natürlich nicht neu, sie waren bereits in der Geschichte der klassischen griechischen Philosophie zu beobachten. Bei der Fälschung des Marxismus zum Opportunismus täuscht die Ersetzung der Dialektik durch den Eklektizismus die Massen am leichtesten, gibt eine scheinbare Befriedigung, berücksichtigt scheinbar alle Seiten des Prozesses alle Entwicklungstendenzen, alle gegensätzlichen Einflüsse u. a. m., während sie in Wirklichkeit keinerlei abgeschlossene und revolutionäre Auffassung vom Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung gibt.

Wir haben schon davon gesprochen und werden in unseren weiteren Darlegungen noch näher darauf eingehen, daß die Lehre von Marx und Engels von der Unvermeidlichkeit der gewalttätigen Revolution sich auf den bürgerlichen Staat bezieht. An dessen Stelle wird der proletarische Staat (Diktatur des Proletariats) nicht auf dem Wege des „Absterbens“ treten können, sondern nach dem allgemein gültigen Gesetz nur durch eine gewalttätige Revolution. Der Lobgesang, den Engels der gewalttätigen Revolution widmet und der den wiederholten Erklärungen von Marx durchaus entspricht (es sei an den Schluß von „Das Elend der Philosophie“ und des kommunistischen Manifestes erinnert mit der Folgerung und offenen Erklärung über die Unvermeidlichkeit der gewalttätigen Revolution, an die Kritik des Gothaer Programms vom Jahre 1875, in der er dreißig Jahre später den Opportunismus dieses Programms brandmarkt) — dieser Lobgesang ist durchaus nicht die Folge einer vorübergehenden Begeisterung, durchaus keine Deklamation, kein polemischer Ausfall. Die Notwendigkeit, die Massen gerade in solchen Ansichten über die gewalttätige Revolution zu erziehen, liegt der ganzen Lehre von Marx und Engels zugrunde. Der Verrat an dieser Lehre seitens der jetzt herrschenden sozial-chauvinistischen und kautskijischen Strömungen kommt besonders plastisch darin zum Ausdruck, daß die einen wie die andern eine solche Propaganda, eine solche Agitation in Vergessenheit gebracht haben. Die Ersetzung des bürgerlichen Staates durch den proletarischen ist ohne gewalttätige Revolution nicht möglich. Die Beseitigung des proletarischen Staates, d. h. die Beseitigung des Staates schlechthin, ist nur auf dem Wege des „Absterbens“ möglich.

Marx und Engels lieferten eine ausführliche und konkrete Entwicklung dieser Ansichten beim Studium jeder einzelnen revolutionären Situation, durch die Analyse der Erfahrungen aus jeder einzelnen Revolution.

Feuilleton

Zaungäste.

Novelle von Max Fried Harger.

Mich hatte ein guter Freund auf die Kapelle, welche abends in dem Kaffeehanse an des Städtchens Markt spielte, aufmerksam gemacht und sie mir als unvergleichlich gepriesen.

Und wirklich, er hatte nicht zuviel gesagt.

Ich sah an einen Pfeiler gelehnt in dem gut besuchten Lokale und lauschte, — lauschte den seltsamen, unwiderstehlichen, unfaßbaren Klängen. Und es schloßen sich meine Augen — mir unbewußt — und die Töne umfingen, umdrückten mich, — wie die Wasser das Staud. —

Seltene Silber durchzogen mich: — Ich stand auf dem Deiche am Meere und der Wind stolperte von See her über den Deich und fuhr hinein in das Land. —

Und ich schaute über das Watt, — über das weite, trauernde Watt. — Weiße, schneeweiße Möven in nachtschwarzen Wolken. — Durch die Lücken der Wolken blühten silberne Strahlen, spiegelnd sich in Wassertümpeln und tänzelnd über die Prielen. —

Und fern, ganz fern ein Donnern und weiße Rämme, — näher und näher — die Flut! — Und der Wind ward zum Sturm und die Wogen wuchsen, brandeten gegen den Deich, der dastand, dreispurig wie der Gassenjunge, der Dorfheld, der sich des Angriffs erwehrt. —

Barhaupt stand ich, der Sturm umtoste mich, bligende Regentropfen mir ins Antlitz schleudernd und weißen Schaum. —

Und es wehte mein Haar und es wogte mein Blut und mitten in Sturm und Wogen schrie ich hinein: Ich bin ein Mensch! —

Geigen solo. . . .
Wie die Finger tanzten, wie die Saiten sangen. — Wiedermum schloßen sich meine Augen und in mir ward lebendig die Vergangenheit; längst entschwundene Zeiten. Ich muß schon an Seelenwanderungen glauben, muß schon einmal ein anderer gewesen sein, denn so weit liegt meine Vergangenheit nicht. — Und ich stehe inmitten des Gäßchens einer alten Stadt. — Weiße Häuschen mit Spitzgiebeln, und Topfblumen hinter den Zugscheiben und geschlitzte Täubchen in grauen Fensterläden. — Weiße Täubchen gieren vor mir auf den Fußsteig. — Vom Ende der Gasse her läßt das einförmige Klack, Klack des Schuhflückers durch die Grabesstille, und aus der Ferne das Posthorn. Ruhe überall. —

Ein altes Männlein schleicht durch die Gasse, blinzelt mich an, schüttelt die weiße Mähne, blinzelt und spricht: Immer nur noch Mensch! —

Ich verstehe nicht! —
Die Täubchen picken so nahe, daß ich sie ergreifen könnte. —
Ich fange mir eines. — Furchlos schaut es mich an: Wer so tief in die Vergangenheit tauchen kann, der tut niemand Leides. Ich drehe langsam sein Köpfchen ab. —
Moppernd auf Holzpantoffeln läuft ein junges Weib über die Straße. — Sieht das tote Täubchen. — Lacht mich an: Immer noch Mensch!

Was soll das? — Ich verstehe nicht. —
Näher kommt das Lied des Postillons. Schon schlägt das gemüthliche Rütteln der Postkutsche an mein Ohr, schon —
„Mensch, sind Sie toll geworden?! Seit wann rauche ich Straß.“

Ich werde ich aus meinen Träumen gerissen.
Ein ganz, ganz junger Leutnant brüllt den Kellner an.
Um Himmelswillen, mir bangt um den Künstler. Ich neige mich vor und blinke um den Pfeiler, um ihn zu sehen: Sein Blick ist nach innen gerichtet. — Aufgelöst scheint sein Körper, als wäre er selbst ganz Musik. — Als kämen die Töne aus ihm, nicht aus der Geige. Sicher, er hat das Häßliche nicht vernommen, oder ist gefesselt dagegen, denn ungefüßt spielt er weiter. — Ich sehe die schmalen Wangen, durch die der Hunger bläst, die grauen, auf welken jetzt von Erregung blaßrote Flecke krankhaft glänzen. Sehe das an den Schläfen leicht ergraute Haar, sehe den abgeschabten Gehrock und — sehe ringsumher feste satte Gesichter,

Arbeiterpolitik

4. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 5

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Geeren Nr. 26. ::

Bremen, 1. Februar 1919

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Postgeld

Werner Möller †.

Übermals hat die Berliner Gruppe der Internationalen Kommunisten Deutschlands einen schweren Verlust erlitten. Werner Möller, einer unserer besten Mitkämpfer für die Ideale des Kommunismus ist dem Schergen der Ebert-Scheidemann-Regierung zum Opfer gefallen. Am Sonntag, dem 5. Januar, wurde der „Vorwärts“ von der revolutionären Arbeiterschaft besetzt und dem Genossen Möller die Redaktion übertragen. Nach achtstägiger tapferer Verteidigung gelang es der Uebermacht der Regierungstruppen, mit den rücksichtslosen Kriegsmitteln das Gebäude zu nehmen. Genosse Möller wurde als Parlamentär mit sechs anderen Genossen zur Verhandlung herausgeschickt. Die unmenschlichen Soldaten ließen sich auf keine Verhandlungen ein, sondern sie wurden alle auf dem Hof der Garde-Dräger hingemordet. Genosse Möller ist schrecklich zugerichtet. Die linke Gesichtshälfte ist mit einem Kolben vollständig eingeschlagen. Das Ohr hängt nur ein wenig am Kopfe. Dann weist der Körper große Wunden von Bajonettstichen auf. Außerdem sind noch Schußwunden da. Nicht nur vorfächlich gemordet hat man wehrlose Gefangene, sondern man hat unseren Genossen Möller noch beraubt. Es fehlt alles Geld, Uhr und Kette und Stiefel. Hut und Kneifer können verloren gegangen sein.

Das Leben Werner Möller war im wahrsten Sinne ein Kämpferleben. In Barmen war er seit dem 18. Lebensjahre im Kampfe für den Sozialismus tätig. Sein edler, aufrichtiger Charakter machte ihn im Wuppertale unter den Genossen allgemein beliebt. Wegen Verbreitung von Liebknecht-Flugblätter wurde er am 26. Juli 1916 verhaftet. Nach einem Monat Schutz- und fünfzehn Monaten Untersuchungshaft wurde er zu neun Monaten Gefängnis in Leipzig verurteilt. Er büßte die Strafe in Kottbus ab und siedelte dann nach Berlin über. Hier schloß er sich der Gruppe der I. K. D. an, mit welcher er schon in Barmen während der Kriegszeit in Verbindung stand. Von dieser Zeit an hat er uns als ein Vorbild treuester Hingabe und zäher Ausdauer für die Befreiung des Proletariats gewirkt. Den Lesern der „Arbeiter-Politik“ war Genosse Möller kein Fremder. Besonders seine Artikel, „Werner Stauffacher“ gezeichnet, in welcher er zu der Frage der Einheitsorganisation Stellung nahm. Aber auch als Dichter hat sich Werner Möller ein Verdienst erworben. Seine proletarischen Kampfgedichte, in den „Lichtstrahlen“ und der „Arbeiter-Politik“ zum Abdruck kamen, dürften den Genossen nicht unbekannt sein. Bereits vor dem Kriege erschien ein Gedichtsbändchen „Sturmgesang“ im Verlage der „Elberfelder Freien Presse“.

Erst 30 Jahre alt, hätte Werner Möller noch großes leisten können. Seine rastlose Tätigkeit, seine Besonnenheit, sein zielklarer Wille werden uns ein Vorbild und unergeßlich sein.

Der Blut-Regierung, die unsern jungen Kämpfer so schmachvoll hinhordete, schwören wir, weiter zu kämpfen, und nicht eher zu ruhen, bis unser großes Ziel erreicht ist, die Befreiung des Proletariats.

Internationale Kommunisten Deutschlands, Gruppe Berlin.

verlebte, auf die der Genuß quillerte. Menschen, die wie nach Fliegen, nach faden Wigen haschen. — Ordensbänder, — Lack-schuhe, — Bügelfalten, — Seidenroben, — Haardunghäusen, aus denen die Dummheit 'gen Himmel stinkt. — Wandelnde Garben-robenständer. — Und alles plaudert, alles lacht. Sehtropfen knallen und Gläser klingen — auf den Künstler achtet, scheint es, niemand außer mir.

Niemand? Doch dort am Eingang scheint noch jemand zu sitzen, den die Töne auch in die Tiefe zogen. Regungslos sitzt er und starrt geistesabwesend vor sich hin. Ein Eintretender, wein-fellig, torkelt, einen Schlager fallend, gegen ihn. Unwillig blickt er auf, schaut um sich, ergreift seinen Hut und geht. —

Du tatest gut. Ich nehme mir ein Beispiel daran. — Am Ausgange sehe ich mich noch einmal nach dem Künstler um. Immer noch, wie in Verzückung, steht er da, seine Seele durch andere Welten führend.

Er ist weiter, er ist größer als ich, das wird mir klar. Nicht um den Beifall der Masse (welche ihm, sobald die Gelge schweigt, — aufgeschreckt wie nachts der schlafende Müller, wenn seine Mühle plötzlich still steht, händeklatfchend Lob spenden wird, ohne zu wissen für was), — nicht um ihren Beifall zu erringen übt er seine Kunst. Für sich selbst, um sein Gemüt zu erheben aus der Trostlosigkeit des Alltages, dafür tanzen seine Finger, dafür hüpfet sein Bogen. Er ist weiter als ich, denke ich, als ich in das Dunkel der Straße trete.

Was ist das für eine Masse, die dort unbeweglich verweilt? — Ich muß mein Auge erst an die Finsternis gewöhnen. — Menschen sind es, Menschengesichter, bleich, vom sahlen Scheine der Gaslaterne beschienen, wie graue Grabsteine vom Mondlicht.

Wie die Augen glänzen! Diese Augen, die mir beschwingt, erscheinen wie Lerchen, als könnten sie aufsteigen zu den sanften Sternen. — Suchend sind sie auf die schmale Spalte des angelehnten Fensters gerichtet, aus welchen die Töne dringen, wie Weihrauch aus Opfergefäßen.

Was sind es denn für Leute? — Ich suche, sie zu erkennen. Ach da, der Schuldiener von dem Gymnasium, dem man die Frau vor Wochen ins Tollhaus brachte und der seinen 6 Wärmern jetzt auch noch Mutter sein muß.

Dort Gewatter Schneider, ich erkenne ihn an dem krumm-gewachsenen Bart.

Und hier ganz vorn, der kleine Gerstner, der Silberschmied, dem ich allsonntäglich in der Kunsthalle begegne und den man gestern auspfändete.

Und der da, ist das nicht der Maurergeselle, den ich im letzten Sommer Tag für Tag Streikposten stehen sah vor dem Neubau des Justizgebäudes, und in steten Hänkeln mit den Polizisten?

Sawohl, der ist's. — Und neben ihm steht die Verkäuferin aus dem Zigarrenladen, die mich immer so freundlich bedient.

Wer ist der denn dort hinten in der großen Pelertine? Ja, bestimmt, der Polizist ist es, der den streikpostenstehenden Maurer verhaften wollte. Ich kenne ihn wieder, wenngleich sein Gesicht jetzt nichts von einer Amtsmiene zeigt. Auch der steht da wie versteinert; auch der ein Leidensbruder — ein Zaungast. Die Kunst, oder richtiger ihrer aller Liebe zur Kunst und somit zur Menschheit führt sie hier zusammen, die dir sich sonst bekämpfen und schädigen, die sich gegenseitig den Peinigern ausliefern. — Könnte das nicht anders sein?

Scharf bläst der Ost über den Markt, die fröstelnden Menschen zittern machend, die Zaungäste. — Doch kein Ton ringt sich von den bebenden Lippen, keine Bewegung bringt Störung in diese Andacht. —

Nur in den Pausen stampfen die Füße das Kopfsteinkpflaster und bläst warmer Atem die hohlen Hände.

Und ich vergleiche die da drinnen, die in Behaglichkeit das voll genießen könnten, was diese hier draußen in Winterkälte ausharren läßt, mit denen, von denen einst der Kazarener sprach, vor die man die Perlen nicht werfen soll.

Und jetzt verleihe, erfasse ich, was mir vorhin die Töne sangen Immer nur noch Mensch —

Immer nur noch Mensch — — ja, ihr aus dem fernem Lande der Vergangenheit, ihr Idealisten des Mittelalters, ihr, die ihr an die Menschheit glaubtet, ich weiß es, ihr hattet im zwanzigsten Jahrhundert den Uebermenschen, den Edelmenschen gesucht. Ihr hattet nicht erwartet, daß auch dann noch die Menschen, die wenigstens noch Menschen sind, nur Zaungäste sein würden.

Die Kapelle beginnt wieder. Leise setzt das Oboe ein, schwere Molltöne schwängern die Lüfte. — Der Schein der Gaslaterne huscht über die starren Gesichter und läßt sie noch steinerner, läßt die febernden Augen noch gespenstischer erscheinen.

Zaungäste. —

Zaungäste da drinnen, Zaungäste hier draußen.

Und ich stelle mich unter sie.

Für die Amundulerner.

Singt ihr ein neues Lied?
Köpft einen andern Niet?
S'ist wohl was anders mal?
Klingt jetzt das Kriegeslied schal?

Blas nur den Friedenston!
Blas nur, wir hören's schon!
Pfeift auch von Liebe gern!
Pfeift von Betlehem's Stern!

Preißt, das auf Erden soll,
Nurmehr noch liebevoll,
Für alle Zeiten nun,
Himmli'scher Friede ruh'n!

Preißt und lobet laut,
Was ihr zurechtgebraut! —
Uns zieht es nimmer fort,
Noch gilt uns Goethes Wort:

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg, heißt das Lösungswort,
Sieg! — und so tönt es fort. —

Maxfried Harger.

Wegen Demonstrations-Streik konnte die vorliegende Nummer nicht pünktlich erscheinen.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.